

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 57 (1990)

Artikel: Die Erikbagtsà am Rio Juruena (Brasilien)
Autor: Fernandez, Luis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Ethnographischen Sammlung des Gymnasiums Burgdorf:

Die Erikbagtsà am Rio Juruena (Brasilien)

Luis Fernandez

Das am Kirchbühl 11 in Burgdorf im Februar 1989 neu eröffnete Museum für Völkerkunde hat im Berichtsjahr seine Sammlung u. a. durch einen indianischen Federschmuck aus Brasilien erweitern können, zu dem der nachfolgende Beitrag den Hintergrund liefert. Er verdient um so mehr Interesse, als er von einem Indianervolk stammt, das in den letzten Jahrzehnten viel Schreckliches mitmachen musste.

Die Indianer *Erikbagtsà* (*Erikbagtsà* bedeutet auf deutsch: Wir, die Leute), die auch «*canoeiros*» (Kanufahrer auf portugiesisch) genannt werden, sind heute ein Volk von 550 Personen mit einer eigenen Sprache. Sie leben im Regenwald des Amazonas, im Norden des Mato Grosso, in Brasilien (siehe Karte Seite 170).

Früher bewohnten sie ein weites Territorium im Tal des Rio Juruena. Am Anfang der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts kamen die ersten weissen Kautschuksammler, die von den zahlreichen Vorkommen der Heveas am Juruena angezogen wurden. Aus vereinzelten Angriffen der Indianer, die ihr Territorium verteidigen wollten, wurde mit der Zeit der «*Juruena-Krieg*», der viele Menschenleben forderte. Zusätzlich verloren die Indianer viele Leute, weil ihnen vergifteter Zucker angeboten wurde und wegen infizierter Kleider, die Epidemien verursachten.

Wegen der starken Widerstände der *Erikbagtsà* unternahm der Jesuitenpater João Dornstauder eine Friedensmission, finanziert durch die Kautschuksammler. Zu dieser Zeit war nämlich der SPI (Dienst zum Schutz der Indianer) völlig wirkungslos. Pater João unternahm mehrere erfolgreiche Expeditionen in etwa 40 Dörfer der *Erikbagtsà*, die in einem grossen Gebiet von ungefähr 50000 km² verteilt waren. Ihre Gesamtzahl wurde damals auf einige tausend geschätzt.

Während dieser Friedensmission, aber auch nachher, starben etwa 75% der Überlebenden des Krieges gegen die Weissen an Epidemien. Durch



Ein Mann stellt einen Kopfschmuck her.

die Jesuiten ermutigt, zogen sie in ein Reservat von 800 km², das ihnen 1968 von der FUNAI (heutige Organisation der Regierung zur Unterstützung der Indianer) zugesprochen wurde.

Die Erikbagtsà jagen und fischen, sind Beerenzweigpflücker und bewirtschaften brandgerodete Landstücke. Sie stellen Federschmuck und Perlenketten her und sammeln Kautschuk, um zu etwas Geld zu kommen. Damit kaufen sie sich gewisse Industrieprodukte wie Batterien, Kleider, Messer, aber auch Lebensmittel wie Reis, Zucker, Bohnen.

Die heutigen grossen Dörfer des Reservats entsprechen nicht der traditionellen Wohnform der Erikbagtsà. In den Gebieten, die in den letzten Jahren neu hinzugekommen sind (siehe weiter hinten), richtet man wieder kleine Dörfer für Grossfamilien von zehn bis fünfzehn Personen



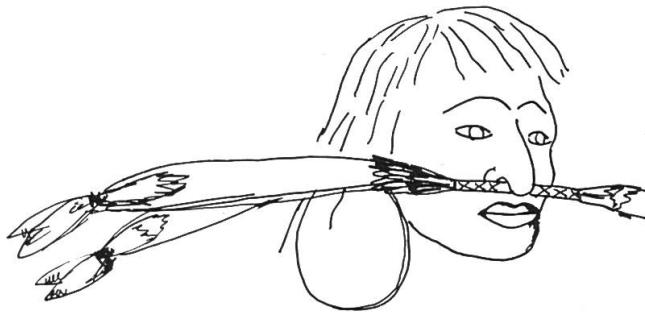
Federschmuck der Erikbagtsà
Rio Juruena, Mato Grosso, Brasilien
Museum für Völkerkunde Burgdorf
Foto: A. Marbot, Burgdorf

Hergestellt in den Jahren 1986 und 1987, erworben durch Luis Fernandez, Aubonne.

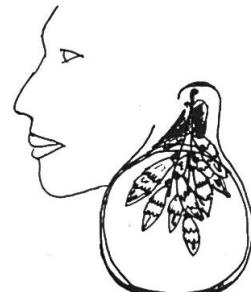
Dank einer Spende der Firma SPREDA AG, Burgdorf, konnte das Museum den Federschmuck kaufen und dieses Farbbild drucken lassen.

Der Kopfschmuck «Mo'hara» (auf dem Farbbild oben in der Mitte) sowie der Armschmuck «Padàri» (2 Stück ganz unten) bestehen aus Federn, Baumwolle und Frauenhaar. Zum Kopfschmuck gehören auch Palmblattrippen. Der ganze Schmuck (auch die folgenden Stücke) wird von Männern hergestellt und ausschliesslich von Männern alle Jahre an einem wichtigen Fest getragen.

*Damit der Nasenschmuck
«Tsunodoro» befestigt
werden kann, wird die
Scheidewand der Nase
durchbohrt und mit einem
Holzstück durchstossen,
an dem Vogelfedern
befestigt sind.*



*Zum Ohrenschmuck «Ispinouro» (auf dem Farbbild oben
links und rechts) gehören noch runde Holzscheiben.*



Gemäss alten Traditionen wurden den Knaben die Ohrläppchen durchbohrt, und dann steckte man anfänglich kleine, dann immer grössere Holzstücke hinein, bis schliesslich bei Erwachsenen diese grossen Scheiben Platz fanden. Die Durchbohrung der Ohrläppchen wurde mit einem Fest verbunden, an dem die Knaben in die Männerwelt aufgenommen wurden. Heute lebt dieser Brauch wieder auf.

Oben an den Ohrmuscheln wurde an besonderen Festen dann noch ein schöner Federschmuck befestigt («Ispinouro»).

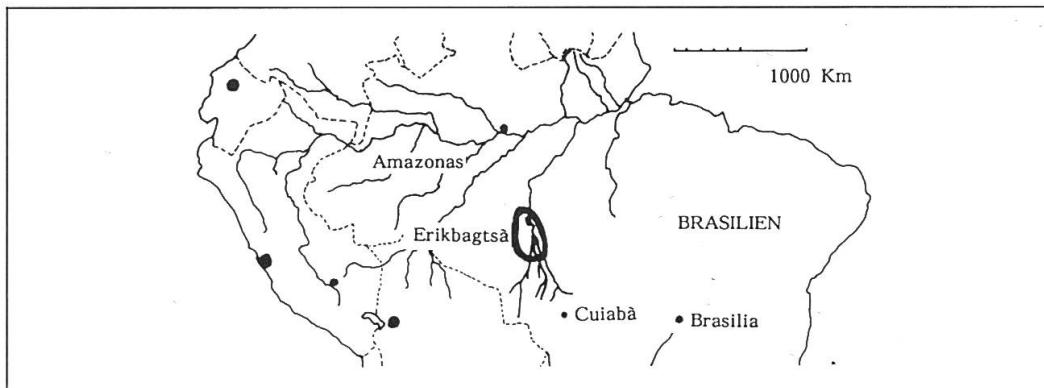
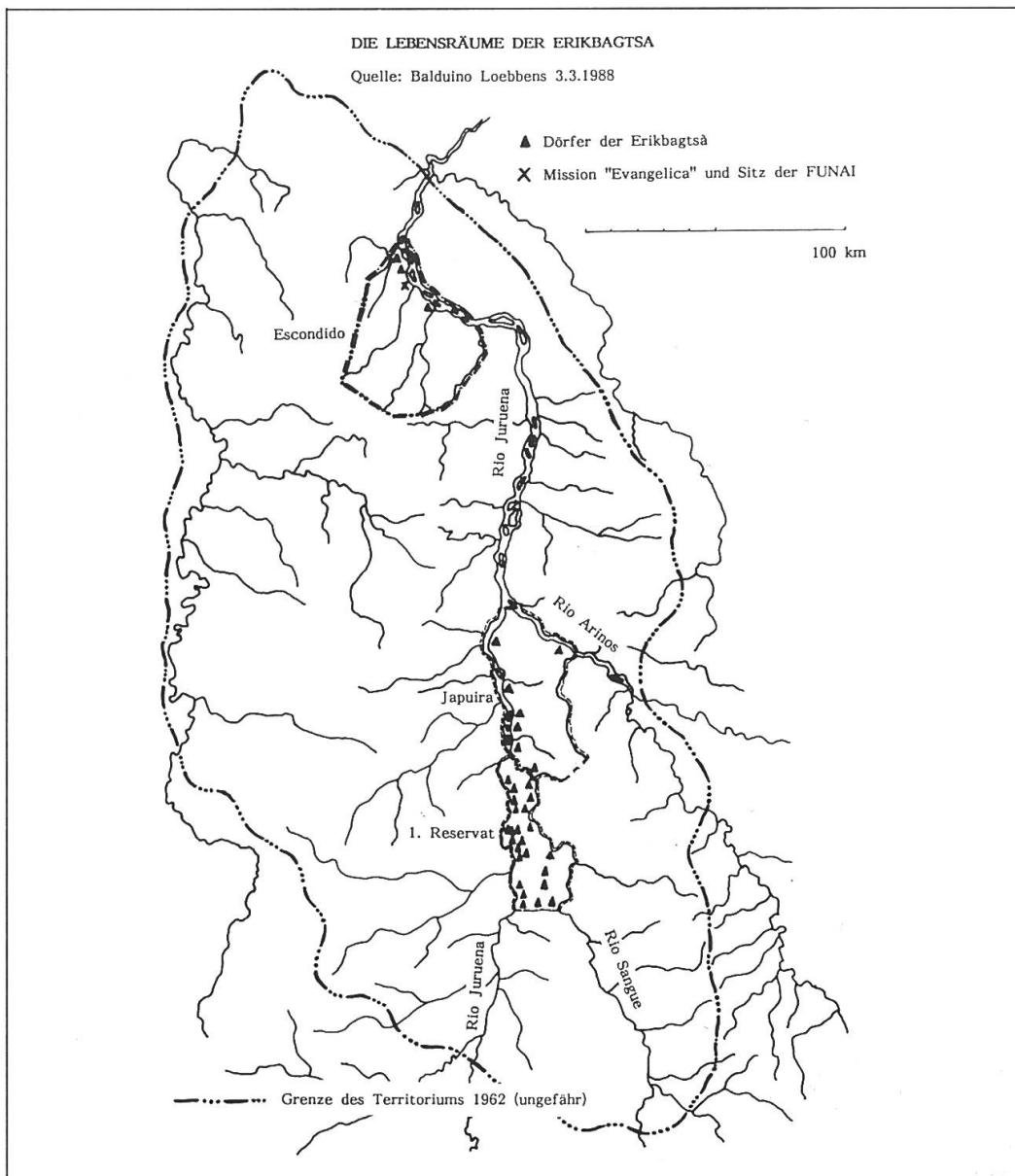
ein. Die Häuser haben Giebeldächer, sind aus Holz gebaut und mit Palmblättern gedeckt. In jedem Dorf steht im Zentrum ein Haus, oder wenigstens ein abgetrennter Hausteil, allein den Männern zur Verfügung. Alle Tätigkeiten werden im schattigen Hausinnern verrichtet, wo man einigermassen vor Tagesinsekten geschützt ist. Die Schwärme von «piuns» (blutsaugenden Insekten) sind tagsüber sonst völlig unerträglich.

Das Hausinnere ist unterteilt durch Hängematten, die aus Baumwolle geknüpft sind, und durch die verschiedenen Feuerstellen. Es gibt verschiedene kleine Feuerstellen zum Heizen und zum Kochen, die grösste Feuerstelle befindet sich in der Küche. Die Frauen verbringen die grösste Zeit des Tages im Innern mit Kochen, Baumwollspinnen und anderen Handarbeiten.

Am Anfang der Trockenzeit, im Mai oder im Juni, fällt man in Dorfnähe auf einem Gebiet von etwa 100 Meter auf 100 Meter alle Bäume und lässt sie bis im September trocknen. Dann zündet man das gerodete Gebiet an, das meiste Holz verbrennt, aber es bleibt genug übrig, das



Diese Brandrodungsart wird seit Jahrhunderten gepflegt, ohne den Regenwald zu zerstören.



in den folgenden Jahren als Brennholz dienen kann. Die Flammen können bei dieser Art Brandrodung niemals auf den übrigen Wald übergreifen, wie das immer wieder geschieht, wenn die Weissen mit Benzinfässern Brände anfachen. Eine so gerodete Stelle kann während einigen Jahren angebaut werden. Dann ist der Boden erschöpft, es wird eine neue Stelle abgebrannt.

Die Erikbagtsà pflanzen vor allem Mais, Maniok, Süßkartoffeln und neuerdings Reis. Am Rande der Brandrodung findet man auch Bananenpalmen, Baumwolle, Urucu (roten Farbstoff) und Tabak. Die Erikbagtsà schätzen aber auch die vielen verschiedenen Früchte, Beeren und Nüsse (Paràkastanie) des Waldes. Ihre Getränke stellen sie aus zerstampftem, gekochtem Mais und aus zerdrückten Beeren her. Sie werden mit wildem Honig aus hohlen Baumstämmen gesüßt.

Die Jagd ist in der Umgebung der Dörfer selten geworden. Flussabwärts ist sie noch mehr verbreitet. Die Erikbagtsà essen vor allem Affen, Vögel, Wildschweine, Tapire, Schildkröten und fast alle Arten von Fischen. Gewisse Tiere wie der Ameisenbär, der Jaguar, der Kaiman und die Anakonda werden nicht gegessen. Es besteht ein Esstabu für diese Tiere, weil nach dem Glauben der Indianer in ihnen böse Geister wohnen.

1972 wurden die letzten Gruppen aus den Gebieten Japuira und Escondido (siehe Karte) in das Reservat überführt. Die Indianer haben allerdings nie aufgehört, in diesen beiden Gebieten zu jagen, zu fischen und Heilpflanzen und anderes zu sammeln und zu pflücken. Sie haben diese Jagdreviere nur widerwillig verlassen, einzig die Aussicht auf medizinische Versorgung bot einen gewissen Anreiz.

Seit 1980 fordern die Erikbagtsà die Gebiete Japuira und Escondido wieder zurück. Um ihre Forderungen zu unterstützen, besetzen sie am 8. Mai 1985 das Verwaltungsgebäude der «Fazenda São Marcos», einer grossen Farm im Japuiragebiet. Ohne Gewalt entführen sie die acht Angestellten und bringen sie in den eine Stunde flussabwärts entfernten Marktflecken «Vila do emprendimento».

Die Reaktion der Bauern lässt nicht auf sich warten: Am 31. Juli kommen drei Schiffe mit 47 bewaffneten Soldaten und Bauernknechten an. Die Indianer, etwa dreissig Erwachsene, die mit Pfeil und Bogen und einigen alten Jagdgewehren bewaffnet sind, werden brutal bedroht, entwaffnet, geschlagen und in eine Baracke des Ortes eingesperrt. Jesuitenpater Balduino, der seit 1970 mit den Erikbagtsà zusammen-



Diese Familie lebt wieder im «Japuira», in Häusern der früheren Siedler.

lebt, wird gefesselt nach Cuiabà geführt und dort ausgefragt. Er wird beschuldigt, die Indianer zu diesem Aufstand angestiftet und sie bewaffnet zu haben.

Eine Abordnung der Erikbagtsà begibt sich nach Brasilia, um Entschädigung für die erlittenen Gewalttaten zu verlangen. Nach vier Monaten der Geduld und des Wartens in den Korridoren der FUNAI wird ihnen endlich das Dekret 92.011 ausgehändigt, welches die Schaffung des Indianerterritoriums «Japuira» bestätigt. «Escondido» wird für später versprochen.

Im September 1987, während meinem letzten Aufenthalt, hielten die Schwierigkeiten noch an: Die Bauern haben Berufung eingelegt und dadurch die offizielle Festlegung der neuen Grenzen verzögert. Die Familien, die zurückgekommen sind, um sich im Japuiragebiet niederzulassen, hangen noch zu einem grossen Teil von den Dörfern des Reservates ab. Lebensmittel und Vorräte müssen auf einer mehr als siebenstündigen Bootsfahrt auf dem Juruena herbeigeführt werden. Die Bauern haben in den Jahren davor grosse Gebiete abgeholt, um

Weiden für das Vieh zu schaffen. Es entstanden so viele Weiden, dass sich die Indianer zu fragen begannen, ob denn die Bauern selber Gras ässen!

Die Erikbagtsà sind entschlossen, ihre alten Gebiete wieder zu bevölkern, ein jährlicher Geburtenüberschuss von etwa 6% deutet jedenfalls klar darauf hin. Das Reservat wird zu klein, in «Japuira» und in «Escondido» können sie ihre traditionelle Lebensweise wiederaufnehmen. Diese beiden Regionen von 1480 km² und von 2750 km² sind weit von der Reservation entfernt, so versuchen die Indianer günstige Bedingungen zu schaffen, um Familien zu ermuntern, in den Wald zu ziehen und Sommerhäuser zu bauen. Im Sommer kann Kautschuk gewonnen werden, es lässt sich jagen und fischen, auch die «Früchte des Waldes», die in der Umgebung der Reservation rar geworden sind, können geerntet werden.

In den siebziger Jahren hat sich die Politik der Jesuiten radikal geändert, sie erkennen die begangenen Fehler. Balduino Loebbens, welcher seit 1970 bei den Erikbagtsà lebt, ermutigt sie nun, nach ihrer Tradition zu leben. Er verschafft ihnen die medizinische Unterstützung und übernimmt die Rolle des Vermittlers zwischen der Regionalverwaltung und den Indianern.

Jetzt existieren 31 Dörfer, darunter etwa ein Dutzend grosse Dörfer mit mehr als fünfzehn Einwohnern. In jedem Dorf hat es im Prinzip einen Hilfspfleger, oft ein Indianer, der dafür speziell ausgebildet wurde. Die Möglichkeiten zur Hilfe sind allerdings eingeschränkt durch Geldmangel und die grossen Distanzen zwischen den Dörfern.

Die häufigsten Gesundheitsprobleme werden verursacht durch Grippe, Malaria, Würmer und verschiedene Arten von Tuberkulose. Immerhin ist die Bevölkerung heute auf etwa 550 Personen angestiegen, nachdem sie im Jahre 1957 auf 300 Personen gesunken war.

Verschiedene Freiwillige, unterstützt durch Pater Balduino, helfen im Gesundheitsdienst mit und versuchen, eine Schule aufzubauen. Am Anfang werden nur die Kinder unterrichtet, später sollen auch die Erwachsenen die Schule besuchen können. Die Schulzeit fällt mit der Regenzeit zusammen, die vom Oktober bis zum März dauert. Während der Trockenzeit begeben sich die meisten Familien in die Niederlassungen im Walde, um Kautschuk zu gewinnen.

Die Indianer verlassen sich nicht gerne auf die Unterstützung durch die FUNAI. Sie haben immer die Schaffung einer Station, die sie kontrol-

lieren würde, zurückgewiesen. Fast an allen anderen Orten sind solche Kontrollstellen üblich. Die FUNAI hat mit einem Vertrag ihre Betreuungsbefugnisse den Jesuiten der Mission «Anchieta» abgetreten, der auch Pater Balduino angehört.

Die Lebensweise der Erikbagtsà wurde seit ihren ersten Kontakten mit der modernen Gesellschaft stark verändert. Was hat das für Auswirkungen, und wie denken die Indianer darüber?

So wie die meisten anderen indianischen Völker möchten auch die Erikbagtsà die Wohltaten der Industriegesellschaft rings um ihr Gebiet geniessen. Das Interesse für deren Produkte und die Neugierde für alles, was die Welt ausserhalb der ihrigen betrifft, erklärt teilweise den mangelnden Widerstand und das vielleicht allzu grosse Verständnis, das sie der Friedensmission von Pater João entgegengebracht haben. Sie hatten allerdings auch kaum eine andere Möglichkeit: Widerstand bedeutete für sie grosse Verluste oder sogar ihre vollständige Vernichtung. Die friedliche Lösung hatte dieselben Folgen. Ihre soziale und politische Organisation wurde verändert, und ihre gewohnten Versorgungsquellen wurden durch andere ersetzt.

Indem die Jesuiten die Indianer ausserhalb ihres Gebietes ansiedelten, trugen sie zu diesen Veränderungen bei. Mit ihrer heutigen Politik kommen sie den Bedürfnissen des Stammes besser entgegen.

Zum Schluss sei der Direktor des Rates der jesuitischen Mission in Brasilien, Thomas Balduino, zitiert: «Jetzt entdecken die Missionare evangelische Werte in der indianischen Kultur. Durch die Pflege dieser Werte können die Indianer auch gute Christen werden. Indem die Jesuiten glaubten, Gott zu dienen, haben sie der industriellen Gesellschaft gedient.»

(Übersetzung: Ruth und Uli Thomet)